

teils noch spätgotisch orientierten fränkischen Schüler hätte man nicht ungern in diesem Band vorgefunden.

Von seinem Titel her versteht man das besprochene Buch als eine Art Statistik, eine Statistik sämtlicher für und in Franken gemalter altdeutscher Werke. Von seiner Anlage her kann es diesen Anspruch jedoch nicht erfüllen. Diese Einwände richten sich nun aber keineswegs gegen die heutigen Bearbeiter. Sie betreffen vielmehr das Unternehmen überhaupt, das verspätet, auf dem als Entwicklungsgeschichte konzipierten elfbändigen Werk Stanges aufbauend, noch nach Richtlinien arbeiten muß, die man heute sicherlich anders — fragt sich allerdings, ob besser — aufstellen würde.

Zu erwähnen ist noch die im Vorwort besonders hervorgehobene Neuerung dieses Verzeichnisbandes, daß nämlich zu fast jeder Werknummer die Inventarnummer des betreffenden Fotos im Bildarchiv der Photothek des Zentralinstituts für Kunstgeschichte angegeben ist. Natürlich ist dies für Münchner Benutzer ideal. Als Fernziel sollten Verlag und Herausgeber aber doch die Erstellung eines oder mehrerer Bildbände erwägen. Wem stehen schon ständig die elf Bände der DMG zur Verfügung, die ihrerseits auch nur einen Teil der behandelten Werke abbilden, und wem ist es so leicht möglich, das nur an einem Ort vorliegende ehemalige Fotomaterial Stanges durchzusehen?

Gisela Goldberg

ERWIN SCHLEICH, *Die zweite Zerstörung Münchens*. Stuttgart (Steinkopf) 1978. 191 Seiten mit Abbildungen, 1 Faltplan. DM 37,05.

„Das Verhängnis ... war jedoch im wesentlichen, daß der Neubaubeginn, dieser Aufbruch in die Moderne gesucht wurde weitgehend von Kräften, die ihre Ausbildung und ihr Denken im Dritten Reich bezogen hatten und für ihr Tun mehr getrieben waren vom Bedürfnis, sich nachträglich wegzuschwören von einer zweckmäßigerweise 12 Jahre lang gezeigten Gesinnung, als von dem inneren Impuls, aus Überzeugung neue Wege zu suchen. Jahrzehntelang war das Eintreten für die Erhaltung oder gar den Wiederaufbau historischer Gebäude gleichgesetzt mit „konservativ“ und damit rückschrittlich, hemmend für den Fortschritt, und es konnte die kuriose Verdrehung der Wahrheit eintreten, daß die Kräfte für die Erhaltung wertvoller Kultursubstanz beschimpft wurden als Reaktionäre und unverbesserliche Nazis, während gerade die selbsternannten Fortschrittlichen den Ungeist der verflorenen 12 Jahre fortsetzten, wenn auch mit anderer äußerlicher Kaschierung. Die rigorosen Abbrüche, die Hitler sich in der Stadt leistete, wurden nach ihm um ein Vielfaches übertroffen. Die Brutalität des Neuen hatte lediglich ein modisch-modernes Gesicht bekommen, im Gegensatz zum neoklassizistisch-diktatorischen.“ (S. 184—187).

Diese pauschale Diffamierung der Vertreter des Neuen Bauens steht als

Fazit am Ende eines Buches, dessen Thema von größtem allgemeinen Interesse, dessen Dokumentation z. T. erschütternd ist, das aber aufgrund einer Blindheit gegenüber historischen Prozessen und den Kapital- und Behördenzwängen auf jede Architektur sowie eines absurden Wiederherstellungs-ideals nicht mehr zu überzeugen vermag.

Eine Darstellung des Wiederaufbaus und der Wiederaufbau-Konzeptionen, mit denen das Gesicht vieler Städte bis heute entscheidend bestimmt wurde, liegt noch nicht vor. Nur aus der Analyse der historischen Bedingungen und besonders der psychologischen Situation nach 1945 kann man jedoch dem Wiederaufbau gerecht werden, denn ähnlich wie selbst Gropius nach dem 1. Weltkrieg die Zukunft des Bauens nur noch im Handwerk und beim Holzbau sah und man erst 1923 nach Besserung der wirtschaftlichen Lage wieder Anschluß an Vorkriegsentwicklungen fand, so wurden nach dem 2. Weltkrieg aufgrund der Beurteilung der damaligen Lage z. B. die Errichtung von Lehrstühlen für Trümmerverwertung oder Lehmsiedlungen ernsthaft erwogen.

In den einzelnen Besatzungszonen erstellten die sog. Wiederaufbau-Kommissionen, je nach ihrer personellen Zusammensetzung, ganz unterschiedliche Konzepte (vgl. z. B. die „Wiederaufbau-Mitteilungen“ 1946 ff.), deren Spektrum von genauer Wiederherstellung, über Neubau mit Beibehaltung alter Parzellierung und Baulinien bis zu völligen Stadtumplanungen reicht; die Bauzeitschriften zwischen 1946 und 1950 sind voll von Diskussionen dieser Möglichkeiten. Besonders die Exponenten der Moderne und des Neuen Bauens der 20er Jahre sahen nach der Zerstörung die Chance zu einer umfassenden Erneuerung (also die von den Nationalsozialisten unterdrückten, nicht die von ihnen ausgebildeten Architekten, wie Schleich in Umkehrung der Tatsachen unterstellt). In einem Aufruf forderten 1947 O. Bartning, E. Eiermann, R. Hamann, G. Marcks, M. Pechstein, F. Schumacher, R. Schwarz, M. Taut, H. Tessenow, R. Vorhoelzer, W. Wagenfeld u. v. a.: „Das zerstörte Erbe darf nicht historisch rekonstruiert werden, es kann nur für neue Aufgaben in neuer Form erstehen“ (vgl. Stimmen zum Neuaufbau deutscher Städte, in: Baukunst und Werkform 1947, S. 29).

Die Diskussionen um den Wiederaufbau Münchens, das im übrigen mit ca. 50 % Zerstörung (Würzburg, Nürnberg 80—90 %, vgl. G. Lill, Um Bayerns Kulturbauten. Zerstörung und Wiederaufbau, München 1946) noch relativ viel Bausubstanz besaß und deshalb seinen Charakter gerade im Vergleich mit anderen Großstädten besser behaupten konnte, umkreisten ebenfalls eine Reihe von Möglichkeiten. Während R. Vorhoelzer forderte: „Alles Zerstörte nach altem Muster wieder aufbauen zu wollen oder gar nachzumachen, ist irrig. Was gefallen ist, soll vergangen sein. Auch Troja verging, und sieben Schichten haben sich aufeinander getürmt“, entwickelte A. Abel ein Konzept für den Wiederaufbau mit völliger Trennung von Fußgängern und Fahrverkehr und Karl Meitinger legte 1946 einen Plan vor, mit Bei-

behaltung der entkernten Baublöcke, Regulierung der Baufuchten, Erhöhung der Geschosflächenzahl und Durchbruch eines Verkehrsringes um die Altstadt (Altstadtring), der den Wiederaufbau und die Entwicklung München bis heute bestimmt und geprägt hat (vgl. Das neue München. Vorschläge zum Wiederaufbau, München 1946). Fr. Krauss, damals Ordinarius für Baugeschichte an der TH München, untersuchte in seinem Vortrag „Der Anteil des historischen Bestandes am Charakter einer Stadt“ 1947 die Struktur einzelner Ensembles und analysierte, welche Bauten ohne Beeinträchtigung des Gesamten ausgetauscht werden könnten, und welche unbedingt erhalten oder wieder hergestellt werden müßten.

Die Aufarbeitung dieser und vieler weiterer Vorbedingungen und Vorüberlegungen könnte eine erste Grundlage für eine objektive Betrachtung des Wiederaufbaus in München sein. Von all dem findet sich jedoch kein Wort in dem Buch Schleichs, das Polemik schon im Titel und Verzerrung im Titelbild hat. Seine Bewertung des Wiederaufbaus aus der nostalgisch geldgetränkten Sicht der späten 70er Jahre nur aus dem Vergleich von Bildern „vorher-nachher“ ist ahistorisch und allzu simplifizierend. Wenn aber die gewaltige Leistung der ersten Nachkriegsjahre, zum größten Teil von den sog. Trümmerfrauen erbracht, beschrieben wird als „nach dem Inferno der Zerstörung ein Inferno der Trümmerbeseitigung“ (S. 68), dann ist das ungeheuerlich und es ist unverständlich, daß der Oberbürgermeister Münchens die größte Leistung der Münchner Bürgerschaft, die Beseitigung von 9 Mill. m³ Schutt und die Schaffung von 110 000 Wohnungen in 10 Jahren, durch ein Vorwort desavouiert (vgl. Sieben Jahre Wiederaufbau in München, München 1952, und: München setzt Stein auf Stein, München 1958). Es entsteht die groteske Verkehrung, daß die Kriegszerstörungen als gleichsam unabwendbares Schicksal verdrängt und die Beseitigung der Trümmer als zweite, fast noch schlimmere Zerstörung, stilisiert werden. Völlig verfälschend ist es überdies, wenn Trümmerbeseitigung, Wiederaufbau und heutiges Bauen in einen Topf geworfen werden. Der Abbruch einer Restfassade 1946/47 ist sicher bedauerlich, kann und darf aber nicht mit der Zerstörung historischer Bausubstanz in den 60er oder gar 70er Jahren verglichen werden.

Diese Nivellierung verweist auf ein weiteres, gravierendes Manko dieses Buches: Die Gründe für die Zerstörung historischer Bauten nach 1945 sind nach Schleich „die Diktatur des Unverstandes“ (S. 56), „die öffentliche Ignoranz“ (S. 70), „das Establishment“ (S. 106), „die herrschende Kunstdiktatur“ (S. 180), „die Verbildung durch Schlagworte und modische Parolen“ (S. 182) oder „die Penetranz aller Dilettanten und Parvenüs“ (S. 7), und es konnte geschehen, weil „die Kirche als Ordnungsmacht in Stadt und Land in die Krise geraten ist“ (S. 89). Nur einmal heißt es nebenbei: „Ganz selbstverständlich war auch dieses Grundstück mit Baulinien und einer Baustaffel überzogen, die keine Möglichkeit beinhaltete, ein solches Objekt zu erhal-

ten" (S. 135). In diesen Bauverordnungen und den damit verknüpften wirtschaftlichen Interessen liegen aber die Hauptwurzeln für den Abbruch von Gebäuden, denn wenn historisch wertvolle Bausubstanz nicht dem Spekulations- und Kapitaldruck entzogen wird, ist sie nur noch selten zu halten. Das Eifern dieser angeblich mutigen Bestandsaufnahme gegen Schlagworte wie „Ungeist“ und „Ignoranz“ erweist sich somit als Donquichotterie, denn die Verantwortlichen werden damit nicht getroffen. Die Gründe und Schuldigen für die Zerstörung historischer Bausubstanz könnten nur aus einer Analyse jedes einzelnen Falles ermittelt werden, dazu müßten aber systematisch bestimmte Stadtviertel abgehandelt werden, denn Abbruch- und Neubausünden finden sich durchgängig und die subjektive Auswahl, durch die nur bestimmte Architekten angeprangert werden, führt leicht zu dem Verdacht, daß hier private Architektenfehden ausgetragen werden (was ist z. B. mit der Maria-Hilfskirche, der Kunstgewerbeschule, dem Luitpoldblock oder den Palais in der Ottostraße?).

Argerlich wie diese Auslassungen sind sachliche Fehler wie beispielsweise die Verwechslung von Maxvorstadt und Ludwigsvorstadt (S. 74); die stilgeschichtlichen Zuordnungen gehen häufig daneben („neobarocke“ Portale in der Ludwigstraße, Allerheiligenhofkirche und Hohes Mittelalter S. 40) und das von F. J. Kreuter errichtete Palais Dürkheim gilt als einziger Bau Schinkels südlich der Donau (S. 144). Die unkritische Verherrlichung des Adels und der Wittelsbacher, deren „liberalem, toleranten, großen Sinn“ (S. 12) München alles verdankt, weshalb auch die Zerstörung der „Paläste“ der größte Verlust für München war (S. 36), wirkt ebenso unangenehm wie die von Schleich bemühten kunsthistorischen Wertungen und Vergleiche: die Festsaalterrasse der Residenz war „eine der schönsten klassizistischen Monumentaltreppen der Welt“ (S. 37), der Hofgarten „einmalig in Europa“ (S. 47), das Wilhelminum eine „Gottesburg von europäischem Rang“ (S. 76), die Herzog-Max-Burg „den Uffizien vergleichbar“ (S. 84) und die Beseitigung des Wittelsbacher-Palais, das von seinem Erbauer als der ihm zuwiderste Bau bezeichnet wurde, entspricht gar dem Abbruch des Braunschweiger Schlosses oder von Schinkels Bauakademie (S. 56). Es sei ausdrücklich betont, daß der von Schleich vorgelegten Dokumentation größtenteils zuzustimmen ist, aber seine tendenziöse Argumentation mindert geradezu deren Bedeutung, wobei besonders seine Wertungen Methode haben, denn gute Architektur gibt es für ihn anscheinend nur bis 1918, bis dahin ist alles „reizend, harmonisch, entzückend“ etc. Die Matthäuskirche von Pertsch galt sogar schon im 19. Jahrhundert allgemein als mißglückt, für Schleich ist sie „einfach, edel, schön und unverwechselbar“ (S. 12), die Synagoge von A. Schmidt, eine gewaltige romanische Hallenkirche, stand fremdartig am Lenbachplatz und war alles andere als „aufs Behutsamste ins Münchener Stadtbild hineinkomponiert“ (S. 16), und wenn G. von Seidl ein intaktes klassizistisches Gebäude in der Brienerstraße auf Geheiß des Besitzers

abriß und durch einen, in Stil und Proportion dem Straßenbild nicht unbedingt angepaßten Neubau ersetzte, dann ist das „eine künstlerische Meisterleistung ersten Ranges“, denn Seidl beherrschte noch „was heute keiner mehr kann und darum auch nicht wagen sollte“ (S. 59).

Die Kehrseite dieses idealisierten Zerrspiegels ist dann die moderne Architektur, die mit Vergleichen wie „Betonromantik“ (S. 132), „Hafenviertel“ (S. 163), „Einschußlöchern“ (S. 94) oder „Schönheitswarze“ (S. 160) beschrieben wird. Sogar der inzwischen selbst schon Architekturgeschichte gewordene Wiederaufbau der Alten Pinakothek wird als „Ruinenromantik“ verunglimpft und es heißt, die Dächer seien „falsch aufgesetzt“ (S. 70), wo doch gerade damit von Döllgast die Umorientierung des Funktionsablaufs architektonisch sichtbar gemacht worden ist.

Schleich vertritt dagegen eine ahistorische Restaurationsauffassung, die in dem denkwürdigen Bekenntnis kulminiert: „Auch der beste Fremdkörper in einem Ensemble anderer Prägung bleibt ein Fremdkörper“ (S. 188). Damit ist auch das eigentlich Anstößige dieses Buches genannt, denn alles bisher Angeführte könnte als peinliche Entgleisung eines lokalpatriotischen Architekten abgetan werden. Die Forderung nach Restauration von Gebäuden entpuppt sich jedoch als eine Art verbrämter Geschichtskorrektur: Die Nazi-Bauten von Troost sollen abgerissen und Karl von Fischers Wohnbauten wieder aufgebaut werden, denn nur so ist am Königsplatz „wieder die rechte Ordnung herzustellen“ (S. 11). Das wilhelminische Armeemuseum, nach Schleich bis ins Detail bayerisch, weil die beteiligten Künstler „mit dem kunstsinnigen Prinzregenten verkehrten und mindestens an der Hof-
tafel (!) darüber gesprochen haben“ (S. 49), soll wiederhergestellt werden, und selbst die wirklich gelungene Restauration des Marstalls ist noch nicht genug, weil der Innenraum, als Kulissenmagazin „zweckentfremdet“ und deshalb „verloren“ (S. 47) ist. Das soll doch wohl nicht heißen, daß hier unbedingt wieder eine Reithalle und Pferdestallungen hinein müssen! Schließlich soll auch der Herkulesaal wieder aus der Residenz — die Münchner Bevölkerung hat hier nichts zu suchen —, damit die Schönheitengalerie und die „überlebensgroßen Standbilder der Wittelsbacher Herrscher“ (S. 36) wieder aufgestellt und der Thronsaal (für wen wohl?) wieder hergestellt werden kann. Über einzelne Details der Residenz, von der weite Teile nach dem Krieg als Totalzerstörung angesehen wurden (vgl. W. Lotz, Fragen des Wiederaufbaus in München. Die Residenz, in: Kunstchronik 1949, S. 165—169), kann man sicher diskutieren, derartig abwegige Ideen gehen aber an einer der größten Leistungen des deutschen Wiederaufbaus schlichtweg vorbei.

Angesichts solcher Vorstellungen — „so groß ist der Unterschied zwischen heute und gestern beileibe nicht“ (S. 98) — erübrigt sich eine Diskussion der Problematik reiner Fassadenrekonstruktion oder des neuen Bauens in alter Umgebung (vgl. M. F. Fischer, Neues Bauen in alter Umgebung, in: Kunst-

chronik 1979, S. 40—49). Die von Fischer (nach Meckseper) als Kriterium für die Denkmalpflege geforderte „Ablesbarkeit von Geschichte in der Dinglichkeit der Objekte“, kann auch durch den vollständigen Wiederaufbau von Gebäuden erreicht werden, denn die Architekturzeichnung liefert ähnlich wie die Musikpartitur die Möglichkeit einer „Wiederaufführung“; die architektonische und geschichtliche Notwendigkeit wäre jedoch in jedem einzelnen Fall genau zu überprüfen, wobei auch eine Abhängigkeit von ausreichenden Planungsunterlagen besteht. Eine ahistorische Restaurationsgesinnung, die nach privatem Gutdünken mit geschichtlich gewordener Bausubstanz verfährt, ist sicher niemals angebracht, dafür liegen von Schleich schon einige Proben in München vor: der Abbruch der Voit-Fassade bei St. Anna, um zur J. M. Fischer-Fassade zurückzufinden, das Pasticcio der Altäre in St. Peter, der gotisch-moderne Rathausturm am Marienplatz und Schleichs Interpretation der Lichtführung und Altargestaltung in der Asamkirche.

Die in München, aber auch andernorts, zusehends sich ausbreitende Welle von Neohistorismus, Anpassungsarchitektur oder einer „Architektur der Erinnerung“, die alle Stile inklusive Funktionalismus versatzstückartig einsetzt (vgl. A. v. Brancas Neue Pinakothek), erinnert fatal an eine Mischung aus Rothenburg und Disneyland. So falsch — obwohl historisch verständlich — die Ablehnung aller historisierenden Formen durch die Vertreter der modernen Architektur war, so falsch ist der modisch gewordene entgegengesetzte Standpunkt; nur aus dem gesamten Spektrum der Möglichkeiten, vom Kontrastbau bis zum historisch getreuen Wiederaufbau, können die Lösungen für das heutige Bauen gefunden werden. Den heimattümelnden und historisierenden Architekten sei allerdings in Erinnerung gerufen, was Theodor Fischer, ein sicher unverdächtigere Zeuge, gerade im Hinblick auf die oft beschworene und mißbrauchte Münchner Architekturatmosphäre und Stadtbildkosmetik schon 1927 schrieb: „Ich halte es für einen Irrtum, die Kunst als etwas abseits vom Leben Bestehendes und Verharrendes, als etwas Zuständiges anzusehen, in dem man mit Behagen und ewigem Genießen sich auf die Dauer hinlagern könnte. Solche Meinungen, die mit dem Wort Tradition hausieren gehen, sind widernatürlich... Ehrliche Arbeit, von innen heraus organisch wirkende, nicht Fassade und Repräsentation tut not. Nicht das Schamtuch staubiger Harmonie ewig neu flicken tut not, sondern der Mut zur Nacktheit. Nicht Sandhaufen türmen, um Köpfe hinein zu stecken, sondern aufräumen und Klarheit schaffen tut not, und gelegentlich wieder einmal die Türen aufmachen, daß frische, fremde Luft hereinbläst“ (vgl. Th. Fischer, in: Die Bauzeitung 1927, S. 226).

Winfried Nerdinger